

Im Banne der Zwölften

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Die Zwölften spiegeln bis heute den magischen Volksglauben von der Macht der Finsternis, übertragen auf die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönigen. Brauchtum, Orakel, Magie und Aberglaube ranken sich um diese Tage und Nächte. Entsprechend vielfältig sind überlieferte Vorstellungen, die sich bis heute als mystische und magische Rituale im Brauchtum erhalten haben, auch in der Urner Sagenwelt zu finden.

Die gefährlichste Zeit des Jahres

Zu allen Zeiten glaubten die Menschen, dass gute und böse Geister auf Erden zu wandeln vermögen. Vor allem hatte die Nacht für unsere Vorfahren, die noch annahmen, dass die gesamte Natur beseelt wäre, etwas Unheimliches an sich. Sie war die Zeit, in der böse Geister – Hexen, Koblode, Zwerge und Dämonen – oder die ruhelosen Seelen der Verstorbenen umherzogen. Im Schutz der Nacht konnten sie ihren dunklen Machenschaften nachgehen. Dafür war die Advents- und Weihnachtszeit, vor allem in den Zwölften, d. h. in den zwölf Nächten zwischen dem neuen Weihnachtsfest am 25. Dezember und dem alten am 6. Januar (auch Raunächte oder Rauchnächte genannt), die gefährlichste Zeit des Jahres, an denen die Geister nachts jeden Schritt vor das sichere Haus zum Wagnis machten. Bereits die Nacht des 13. Dezembers – der Tag der heiligen Luzia – zählte bei unseren Vorfahren zu den magischen Nächten. Sie glaubten, dass in dieser Nacht die Herrschaft der bösen Geister und Dämonen anbrach. Auch in der längsten Nacht des Jahres, der Thomasnacht (21. Dezember), trieben die verschiedenen Schreckensgestalten ihr Unwesen. In der letzten Nacht der Zwölften gebärdeten sich die Geister offenbar besonders wild. Die Winternächte waren zum Gruseln.

Jung und Alt versuchten, die bösen Geister mit Höllenlärm zu verbannen. Daran erinnern uns verschiedene Lärmbräuche. Noch heute ziehen am Abend des Dreikönigtages in Attinghausen „Tryychler“ durchs Dorf und vertreiben mit ihrem Geläut die Dämonen. Im Ursprung steckt dahinter nichts anderes als die lautstarke Abwehr der Zauberkraft des Bösen, also das Vertreiben der Wintergeister. Die dunkle Seite dieses Rituals kann aber auch positiv als Vegetationszauber gedeutet werden, nämlich als das Wiedererwecken der toten Natur.

Schutz vor den Dämonen

Machtlos waren unsere Vorfahren gegenüber den Nachstellungen dieser dunklen Gestalten aber nicht. Mit bestimmten Riten, Kerzen, Weihrauch oder speziellen Gebeten versuchten sie sich gegen deren Untaten an Mensch und Tier zu schützen. Als wirksame Abwehrwaffen gegen den Zutritt der Geister in Haus und Stall hängte man Kreuze oder andere christliche Symbole auf oder liess sie von einem Geistlichen ausräuchern. Mit rauchender Kohle schritt der Pfarrer – allenfalls der Hausherr selbst – durch die Gebäude, „räukete“ (räucherte) sie mit Weihrauch aus und sprach Segensgebete dazu, um sie damit vor bösen Geistern zu bewahren. Um die umherirrenden Seelen der Verstorbenen, die in der dunklen Zeit gerne ihre ehemaligen Wohnstätten heimsuchten, zu besänftigen, opferte man ihnen Speisen – Nüsse oder Äpfel, die in den Ofen geworfen wurden und dort verbrannten. Gegen das Verhexen des Viehs fütterten ihnen die Bauern als vorbeugendes Mittel Kräuter, die in der Johannismacht (24. Juni) gesammelt worden waren. In einigen Gegenden streute man zum Schutz von Unholden Stroh auf die Schwellen der Stalltür.

Auch im Urnerland begann mit den Zwölften die Macht der Finsternis.

Auch im Urnerland erlosch, wenn früher die Nacht in die Täler sank, mit dem Licht das Leben des Tages. Dunkel umhüllte die Dörfer und entlegenen Häuser. Damals wiesen noch keine Lichter die Strassen, nur die Sterne gaben spärlichen Glanz und der Mond unsicheren Schein. Die Nacht wurde zum Tummelplatz anderer Wesen. Die Urner Sagenwelt belegt, dass gerade die Advents- und Weihnachtszeit mit ihren kurzen Tagen und langen Nächten besonders geheimnisvoll war.

Das Reden der Tiere

Längst erloschenem Volksglauben nach glaubten die Leute, dass die Tiere in der Christnacht miteinander in menschlicher Sprache reden. Das Vieh stand in der Heilignacht von elf bis zwölf Uhr – in der Göschneralp zwischen Läuten und Zusammenläuten – im Stall auf, meist nur das Rindvieh oder das „klavet Veh“ (Klauenvieh), und redete miteinander. Gerne unterhielten sie sich darüber, wie sie von den Menschen im Laufe des Jahres behandelt wurden. Aber auch die Zukunft lag offen vor ihnen. Sie beredeten die Schicksale der Hofgemeinschaft im kommenden Jahr. Wer die Tiere allerdings sprechen hörte, starb unmittelbar danach. Nach einer Sage aus dem Maderanertal hörte ein Mann in der Heiligen Nacht dem Gespräch der Haustiere im Stall zu. Dabei vernahm er, dass er am folgenden Tage von einem Stein erschlagen würde. „Wo eim dr Tod grächet isch, da ergaht mä ihm nitt!“

Das Vieh im Stall nahm da und dort auch an der menschlichen Weihnachtsfreude teil. Häufig verabreichte der Bauer dem Vieh am Heiligabend beim Füttern eine grössere Portion. Um Mitternacht vor dem Zusammenläuten oder auch zwischen zwölf und ein Uhr, gaben ihm manche Bauern, wenigstens den Kühen und Geissen, zusätzlich „eppä-n-ä Giibi uder ä Wuusch (d. h. soviel man etwa mit zwei Händen fassen kann) zu fressen, in der Hoffnung, es bliebe gesünder und wäre besser zu sättigen. Man befürchtete, wenn man das nicht tat, hätte das Vieh das ganze Jahr Hunger. Im Schächental war ein Bauer bekannt, der in der Heilignacht zwischen elf und zwölf Uhr in den Stall ging, jedes Stück Vieh mit einem wollenen Lappen abwusch und dann den Lappen verbrannte. Dies sollte das Greiss verhindern, eine alljährlich im Sommer unter dem Vieh auftretende Krankheit (Rauschbrand), vor allem unter den jüngeren Rindern. Ein Ratsherr Imhof in der Hofstatt zu Attinghausen verabreichte am Heiligabend seinen Kühen ein ganzes Kuchlein. Seinen Kindern erzählte er, dass sich auf dem Weg von der Hofstatt zu seinem Stall im Dorfli (zwei Landgüter an der Reuss am Ausgang des Hohen Wegs) ein grosser, schwarzer Pudelhund zu ihm gesellte und ihn hin und zurück begleitete, stets zu seiner Rechten trabend. Auf seiner Stirne leuchtete ein einziges rundes, tellergrosses, feuriges Auge.

Der Bauer im oberen Reusstal hatte noch einen andern Glauben. Man bettelte am Heiligabend vom Nachbar einen Büschel Heu, legte ihn über Nacht in die „Dachträupf“ (Dachtraufe) vor den Gaden und gab ihn am Weihnachtmorgen den Geissen zu fressen. Das sollte sie vor der Geissgelti, einer Krankheit der Ziegen und Kühe (Anschwellung des Euters, Abnahme der Milch, Steifheit des Körpers, Trübung der Augen usw.) schützen.

„Z'altä Wuchä“ geboren

Unsere Vorfahren waren auch überzeugt, dass die in der Adventszeit geborenen Tiere besondere Wesen waren. So wird aus Seelisberg berichtet: „Friehtner hend-si vill uff denä Fräufaschtäwuchä (allgemein die Fronfastenwochen, in Uri vor allem die Woche nach dem dritten Adventssonntag) g'ha und hend g'seit, diä wo z'altä Wuchä (d. h. in der Fronfastenwochen) geborä syged, chennet und g'sehnd meh als ander. Einisch hani äs Chalb g'ha, das isch z'altä Mittwuchä wordä, und das isch wirkli nyt es Chalb gsy wie-n-äs anders, das isch immer iber all Mürä-n-appä g'hytt.“ „Die Chalber, wo z'altä Wuchä wärdet, die sind nyt wie anderi, das isch wahr, äntweder gahnd-s immer vom andärä Veh äwägg oder g'hyät-s appä.“

Auch Leuten, die „z'altä Tagä“ oder „z'altä Wuchä“ (Im Urnerland meint „z'altä Tagä“ meistens die letzten drei Tage des Jahres und „z'altä Wuchä“ die letzte Woche des Jahres.) geboren wurden, sagte man besondere Kräfte zu. Sie konnten in die Zukunft blicken. Ein Mann aus Göschenen, der in der Neujahrsnacht geboren war, sah künftiges Unglück und prophezeite Todesfälle. Einst sagte er voraus, es würden in den nächsten Tagen vier Männer aus Göschenen eines gewaltsamen Todes sterben. Drei nannte er, den vierten jedoch, sagte er, kenne er nicht. Wirklich wurden schon nach drei Tagen vier Männer zu Wyggen von der Lawine getötet. Es waren die drei bezeichneten Männer, der vierte war der Prophet selbst. Einem Mann aus Wassen, der „z'altä Tagä“ geboren war, wurde nachgesagt, zeit seines Lebens alle Todesfälle der Pfarrei vorausgesagt zu haben. In Wassen soll auch ein Kind gelebt haben, das öfters laut zu sich selber sagte: „Da ist auch Einer; da kommt wieder Eine!“ Doch die Erwachsenen wunderten sich, denn sie sahen niemanden. Der Pfarrer schaute im Taufbuch nach und erklärte: „Das nimmt mich nicht Wunder! Das Kind ist nämlich am letzten Tag des Jahres worden.“ Später, als es erwachsen war, sagte es die Todesfälle in der Gemeinde voraus. Von

einem Bürgler, der während fünzig Jahren in der Pfarrkirche die Sigristenstelle versah (genannt „Buggliger“), sagte das Volk, er hätte mehr gesehen als andere Leute, weil er „z'altä Wuchä“ geboren war.

Volksmedizinisches, Wetterregeln und Aberglaube

Die Urner Sagen überliefern uns nicht nur Magisches aus der Advents- und Weihnachtszeit, sondern auch Volksmedizinisches, Wetterregeln und der Aberglaube, durch bestimmte Riten den Namen des künftigen Liebsten zu erfahren. Wer an Bettnassen litt, sollte am Heiligabend während der Mitternachtsmesse an die Kirchtür gehen und in die Kirche hineinrufen: „Bättet äu fir nä armä Bettseicher!“ Einst machte das ein Isentaler. Er rief: „Bättet fir mich, o Fräuwä und Mannä! Ich müass äs all Abed i ds Bett la gah.“ Da rief ihm ein altes Weiblein antwortend entgegen: „Mal z'ersch bätti-n-ich fir mich, o Ma! Hättisch äu chennä-n-ufä Hafä gah!“ Wollte man in Silenen Wanzen aus einem Haus vertreiben, sollte man Büsche von am Palmsonntag geweihten Stechpalmen und Weissshaselszwicken nehmen, damit am Heiligabend die Zimmerwände peitschen und dazu sprechen: „Hinweg, hinweg, iär hellischä Tiäri, der Heelig Abed isch züachä!“

Auch Wetterregeln kamen aus der Advents- und Weihnachtszeit: Wiähnacht im Chlee, Oschtärä-n-im Schnee! Griäni Wiähnächt, wyssi Oschtärä! Der Wind, wo i der Heeligä Nacht gaht, regiärt das ganz neechstst Jahr! Gaht der Wind in der Heeligä Nacht, sä gitts nid äs güets Jahr; isch aber windstill, sä gitts äs güets Jahr! Gaht der Wind i der Heeligä Nacht, sä vertreits eim dz Heiw im Summer (aus der Göschneralp). Wenn dr Feen z'altä Wuchä gaht, so regiärt är äs Vierteljahr. Die Obstbäumchen, die man in der Heiligen Nacht setzt, braucht man nicht zu zwyen (aus Wassen). Wenn man in der Heiligen Nacht Apfelkerne verschiedener Sorten setzt, so gibt's von allen die gleichen Äpfel, nämlich Heilignachtäpfel (aus Sisikon).

Wichtige Lostage

Die Zwölften galten auch als wichtige Lostage für das Wetter – als Tage, aus denen sich für das kommende Jahr die Witterung voraussagen liess. So stand jeder dieser zwölf Tage stellvertretend für den jeweiligen Monat. Dementsprechend orakelte die Wetterlage des ersten Tages das Wetter im Januar, der zwölfte Tag jenes im Dezember. In einigen Heimwesen schnitt man in einer der zwölf Nächte oder zu Neujahr eine Zwiebel in zwölf Scheiben, von denen jede mit einem Monatsnamen bezeichnet und mit Salz bestreut wurde. Am nächsten Morgen liess sich dann je nach Ausmass der angezogenen Feuchtigkeit die Regenmenge oder Trockenheit des betreffenden Monats erkennen. Auch die Rose von Jericho wurde in unserer Gegend, so im Madranertal, zum Wetter „befragt“: Öffneten sich die Knollen an Weihnachten oder an Dreikönigen, war es für das bevorstehende Jahr ein gutes Wetterzeichen, öffneten sie sich nicht – eben ein schlechtes.

Sogar der Aberglaube, während den Zwölften durch bestimmte Riten den Namen des künftigen Liebsten zu erfahren, war in Uri gegenwärtig. Wenn ein Mädchen in der Heiligen Nacht des Christfestes zu drei Brunnen ging, beim ersten Brunnen den Mund voll Wasser nahm und es zum zweiten trug, beim zweiten wieder den Mund voll fasste und zum dritten brachte und von dort den dritten Mund voll zur Kirche trug, so begegnete ihm an der Kirchentür der künftige Gemahl und fragte: „Wottsch äu z'Chilä?“ Auch verriet eine Stimme den Namen des künftigen Liebsten, wenn man „z'altä Mittwuchä“, während es zwölf Uhr schlug, laut danach fragte.

Gewisse Arbeiten, Kartenspiel, Jagd und der Kiltgang galten als Frevel.

Gerade in der Advents- und Weihnachtszeit bestrafte der Verstoss gegen die geltenden Normen die Menschen aufs Übelste. Gewisse Arbeiten, das Kartenspiel, die Jagd und der Kiltgang galten als Frevel.

In der Heiligen Nacht spann eine Frau in Altdorf Werg (Flachs oder Hanf). Da kam Frau Seltä, eine damals bekannte Sagengestalt, in die Stube der Spinnerin und fragte: „So, so, spinnst du noch? Spinnst du für dich oder für Lohn?“ Die Frau antwortete: „Für mich!“ Darauf antwortete Frau Seltä: „Wenn du jetzt für Lohn gesponnen hättest, hätte ich dich zerrieben.“ Z'altä Tagä spinnä, das het's nit tuldet. Als einst ein Müetterli es dennoch tat, kam eine Stimme ans Fenster

und rief: „Schoch, schoch, spinnst noch? Spinnst für dich oder für andere Leut?“ Aber jetzt verliess die Spinnerin ihr Rad und machte sich schleunigst ins Bett.

An einem Weihnachtsabend vergnügten sich vier Burschen beim Jassen. Ihrer zwei verspielten in einem fort. Von diesen fing der eine aus heimlichem Chyb an zu spotten. Jedes Mal, wenn er die Karten aufnahm, sagte er: „Ich ha schlächt Chartä, aber das macht nitt, ds Nauzeli hilft miär scho“. Nauzeli nannte er das heilige Bild ob dem Tisch in der Schroten (Zimmerecke). Später tischten sie sich eine geblähte Nidel mit schwarzem Kaffee auf. Und jetzt warf der Spötter einen Löffel voll Nidel nach dem Bild mit den Worten: „Ds Nauzeli müäss au ä Leffel voll ha; äs het miär äü g'hulfä bim Schpilä“. Unterdessen war die Mitternachtsstunde nahe gerückt und die vier Burschen machten aus, dass drei in die Mitternachtsmesse gehen und der vierte gaumen müsse. Schnell holte einer vier Hölzchen herbei, um zu lösen. Es traf den Spötter zum Gaumen. Als die drei Kirchgänger aus dem Gottesdienst heimkamen, war die Haut ihres Kameraden auf dem Vordächli ausgebreitet. Sonst fanden sie keine Spur von ihm. Der Geistliche, den sie holten, konnte nichts mehr machen. Aber die Leviten hat er ihnen gelesen, nachdem sie erzählt hatten, wie sie den Heiligabend mit Jassen verbrachten.

Z'altä Tagä, das het's eischer g'heissä, sell-mä nitt mit dr Bixä (Flinte) gah. Von Baldrig ging einmal ein Bauer trotz Abmahns der Seinigen an einem solchen Tag abends aus, um den Füchsen zu lotzen. Als er in Damian Arnolds Aebnetli kam, begegnete ihm allpott ein Fuchs. Trotzdem ihm solches merkwürdig vorkam, schoss er doch deren mehrere, nahm einen oder zwei mit sich und liess die andern liegen. Daheim warf er die Beute unter das Ofenbänkli. Am nächsten Morgen ging er aus, um die übrigen zu holen, fand aber statt ihrer nur eine Anzahl Hybi, d. h. Häubchen, wie solche einen Teil der alten Urner Frauenkopfracht, Hübä-n-und-Chäppli genannt, ausmachten. Da häigs äm doch afah duttärä, und är haig diä Hybi la liggä-n-und syg hei.

Vor Jahrzehnten fassten drei Schächentaler Jäger den Entschluss, gemeinsam zur Weihnachtszeit in die entlegene Alp Fiseten auf die Jagd zu gehen. Am Abend, bevor sie die Reise antraten, gingen sie noch ins Wirtshaus und prahlten und plagierten. Als die drei spät am Abend das Wirtshaus verliessen, schaute ihnen jemand heimlich nach und erblickte vier Männer, von denen der letzte einen mächtigen Schwanz hinter sich her zog. Die drei hatten aber kein Glück auf ihrer Jagd. Zehn Tage lang waren sie in der Fiseten auf der Jagd nach Gensen, die sich ihnen massenhaft stellten. Und doch brachte zuletzt ein jeder der drei Jäger nur einen Hasen als Jagdbeute heim. Die Gensen hinterliessen im Schnee Rossspuren. Sie sahen auch einen Fuchs und gingen der Spur nach; diese verwandelte sich urplötzlich in eine Gensenspur.

Mit einem Isentaler, der z'alten Wochen z' Stubeten (Kiltgang) ging, fuhr Es – das Unbekannte – aus der Taltiefe bis in das hochgelegene, schwer zugängliche Hornloch hinauf. Erst am Morgen, als es in der St. Jakobskapelle im Grosstal zum Beten läutete, fand er sich zurecht und konnte wieder ins Tal hinabsteigen. „Z'altä Wuchä“, hend die Altä gseit, „sell mä niä z'Schtubätä gah.“

Den Sagen bis zum Gruseln zuhören

Die Advents- und Weihnachtszeit galt unseren Altvorderen als eine unheimliche Zeit. Mystischer Aberglaube vermochte sich lange zu behaupten. Bis weit ins 21. Jahrhundert waren die Urner Sagen im Volk noch lebendig. An dunklen Winterabenden erzählte in den entlegenen Heimwesen mancher Hausvater seinen Kindern von unheimlichen Begebenheiten und Begegnungen, die sich in längst vergangener Zeit während der Zwölften ereignet hatten. Die Geschichten vom heute noch verborgenen Schatz neben dem damaligen Zuchthaus in Altdorf, vom anmutigen Wybervölchli aus der Höhle in der Rynächtfluh, dem grossen Feuer im Schloss A Pro, dem Schwein mit dem rosaroten Halsband in Spiringen, dem Glasscheibenhund im Silener Buochholz, dem feuerspeienden Honegghund von Gurtnellen, der Intschifluh-Katze und andern Ungeheuern zogen die Buben und Mädchen so in Bann, bis sie Hühnerhaut bekamen, dass man Käse daran hätte reiben können! Ängstlich zogen sie ihre Füsse auf die Bänke hinauf, hörten aber weiterhin den Erzählungen des Vaters gespannt zu. Seine Geschichten berichteten während der Zwölften selten von der bürgerlichen Idylle um Weihnachtsbaum und Kinderglück, wohl aber vom Dunkel dieser besonderen Zeit mit Spuk

und Magie, die aus einem vorchristlichen Glauben herrührten. Doch am Heiligabend öffnete sich in den Wohnstuben der weite Horizont der frohen Botschaft von der Geburt Jesu Christi, die mächtiger ist als all das Böse in der Welt.